

鲁迅



呐喊

Aufruf
zum Kampf



外文出版社

图书在版编目(CIP)数据

呐喊/鲁迅著.

北京:外文出版社,2002.1

ISBN 7-119-02973-8

I. 呐… II. 鲁… III. 德语—对照读物, 鲁迅小说—德、汉
IV. H339.4:I

中国版本图书馆CIP数据核字(2002)第000572号

外文出版社网址:

<http://www.flp.com.cn>

外文出版社电子信箱:

info@flp.com.cn

sales@flp.com.cn

呐 喊 (德汉对照读物)

作 者 鲁 迅

责任编辑 唐晓青

封面设计 蔡 荣

印刷监制 张国祥

出版发行 外文出版社

社 址 北京市百万庄大街24号 邮政编码 100037

电 话 (010)68320579(总编室)

(010)68329514/68327211(推广发行部)

印 刷 北京顺义振华印刷厂

经 销 新华书店/外文书店

开 本 34开(119×185毫米) 字 数 220千字

印 数 0001-3000册 印 张 10

版 次 2002年1月第1版第1次印刷

装 别 平 装

书 号 ISBN 7-119-02973-8/I·716(外)

定 价 18.00

版权所有 侵权必究

Erste Auflage 2002

Home Page:
<http://www.flp.com.cn>
E-mail-Adressen
info@flp.com.cn
sales@flp.com.cn

ISBN 7-119-02973-8

Herausgeber: Verlag für fremdsprachige Literatur
Baiwanzhuang-Str. 24
100037 Beijing, China

Vertrieb: Chinesische Internationale
Buchhandels-gesellschaft
(GUOJI SHUDIAN)

Postfach 399, Beijing, China

Vertrieb für Europa: CBT China Book Trading GmbH
Max-Planck-Str. 6A
63322 Rödermark

Bundesrepublik Deutschland
E-Mail: post@cbt-chinabook.de

Druck und Verlag in der Volksrepublik China

Inhalt

Vorwort zur ersten Sammlung kurzer Erzählungen: „Aufruf zum Kampf“	1
Tagebuch eines Verrückten	8
Kong Yiji	24
Die Arznei	32
Der kommende Tag	45
Eine unbedeutende Begebenheit	54
Die Legende vom Haar	57
Wind und Wellen	64
Meine alte Heimat	77
Die wahre Geschichte des Ah Q	90
Das Drachenbootfest	150
Ein Schimmer	164
Kaninchen und Katze	172
Entenkomödie	179
Opfer im Dorf	184

Vorwort zur ersten Sammlung kurzer Erzählungen: „Aufruf zum Kampf“

In meiner Jugend hatte ich viele Träume. Die meisten von ihnen sind nun vergessen, doch sehe ich nichts, was daran zu bedauern wäre, denn wenn es auch Vergnügen bereiten mag, die Vergangenheit zurückzurufen, so kann es einen auch vereinsamen, und es hat keinen Sinn, dabei zu verweilen. Wie dem auch sei, ich kann leider nicht ganz vergessen, und diese Erzählungen verdanken ihre Entstehung dem, was ich nicht vergessen konnte.

Mehr als vier Jahre lang pflegte ich fast täglich zu einem Pfandleiher und in eine Apotheke zu gehen. Ich kann mich nicht erinnern, wie alt ich damals war, doch weiß ich noch, daß der Ladentisch in der Apotheke ebenso hoch war wie ich und der beim Pfandleiher doppelt so hoch. Ich pflegte Kleidungsstücke und Schmucksachen zum Ladentisch hinaufzureichen, der doppelt so hoch war wie ich, das Geld in Empfang zu nehmen, das mir voll Verachtung angeboten wurde, und dann zum Ladentisch zu gehen, der ebenso hoch war wie ich, um dort Medizin für meinen kranken Vater zu kaufen. Heimgekehrt, wurde ich von anderen Dingen in Atem gehalten. Der Arzt, der die Rezepte schrieb, war sehr angesehen und wandte bemerkenswerte Heilmittel an: im Winter ausgegrabene Aloewurzeln, drei Jahre lang dem Frost ausgesetzt gewesenes Zuckerrohr, Grillenzwillinge und seltene aromatische Kräuter. Dennoch wurde der Zustand meines Vaters immer schlimmer, und schließlich starb er.

Ich glaube, wer einmal Wohlstand genoß und dann verarmt, gelangt im Ablauf dieses Geschehens zum Verständnis der Welt, wie sie wirklich ist. Ich wollte, vielleicht weil ich mich nach einem anderen Schauplatz und anderen Gesichtern sehnte,

die Jiangnan-Marineakademie in Nanjing beziehen, also blieb meiner Mutter nichts übrig, als die acht Silberstücke für meine Reisekosten aufzutreiben und zu sagen, ich möge tun, was mir beliebte. Daß sie weinte, war nur natürlich, wurde doch damals das Studium der Klassiker und das Ablegen der Staatsprüfungen als das einzig Richtige angesehen; wer sogenannte „ausländische Lehrgegenstände“ studierte, kam in den Verdacht, dies aus Verzweiflung zu tun, mußte er doch seine Seele den fremden Teufeln verkaufen, was ihn bei jedermann verächtlich machte. Mutter weinte auch, weil ich ihr fehlen würde. Dessenungeachtet reiste ich nach Nanjing und bezog die Jiangnan-Marineakademie, und dort erfuhr ich, daß es Gegenstände gibt wie Naturwissenschaften, Arithmetik, Geographie, Geschichte, Zeichnen und Gymnastik. Physiologie wurde nicht unterrichtet, doch kamen mir Bücher über den menschlichen Körper und Chemie und Hygiene zu Gesicht. Die Reden und Rezepte mir bekannter Ärzte fielen mir ein, und als ich sie mit dem verglich, was ich jetzt wußte, kam ich zu dem Schluß, daß diese Ärzte entweder unwissentlich oder bewußt Scharlatane waren, und ich empfand Mitleid mit den Kranken und deren Familien, die darunter zu leiden hatten. Aus übersetzten Geschichtswerken erfuhr ich auch, daß die Umgestaltung Japans in großem Ausmaß auf die Einführung der medizinischen Wissenschaft des Westens nach Japan zurückzuführen war.

Diese Hinweise veranlaßten mich zum Übergang in die medizinische Fakultät in einer Provinzstadt Japans. Ich träumte, ich würde, nach China heimgekehrt, Patienten wie meinen Vater, der falsch behandelt worden war, heilen können; und wenn ein Krieg ausbräche, wollte ich als Arzt im Heer dienen und gleichzeitig den Glauben meiner Landsleute an eine Umgestaltung stärken.

Ich weiß nicht, was jetzt für fortgeschrittene Methoden zum Unterricht in Bakteriologie angewandt werden; damals wurden Filme verwendet, um die Mikroben zu zeigen, und

wenn die Vorlesung zeitig zu Ende war, führte der Dozent, um die Zeit auszufüllen, Kulturfilme oder die Wochenschau vor. Da dies während des Russisch-Japanischen Krieges geschah, gab es viele Kriegsfilme, und ich mußte mich oft dem Beifallsklatschen und Beifallsbrüllen der anderen Studenten anschließen.

Es war lange her, seit ich irgendwelche Landsleute gesehen hatte, da wurde eines Tages ein Film abgerollt, der einige Chinesen zeigte. Einer von ihnen war gefesselt, und viele meiner Landsleute standen um ihn herum. Sie alle waren kräftige Gesellen, schienen jedoch völlig apathisch zu sein. Der Kommentar besagte, daß der eine mit den gebundenen Händen Spion im Dienste der Russen gewesen sei, wofür ihm die japanischen Soldaten — zur Warnung der anderen — nun den Kopf abschlagen würden; die Chinesen rings um ihn seien gekommen, um das Schauspiel zu genießen.

Noch vor Ende des Semesters war ich nach Tokio abgereist, weil ich nach diesem Film zu der Überzeugung gelangt war, die medizinische Wissenschaft sei gar nicht so wichtig. Ich hatte erkannt, daß Menschen eines schwachen und rückständigen Landes, wie stark und gesund sie auch sein mochten, zu nichts anderem dienten, als stumpfsinnige Zuschauer oder willenlose Objekte solch öffentlicher Schauspiele abzugeben; und das war schlimmer, als an einer Krankheit zu sterben. Am wichtigsten war es darum, ihren Geist zu ändern, und da ich Literatur für das beste Mittel zu diesem Zweck hielt, beschloß ich, eine literarische Bewegung ins Leben zu rufen.

In Tokio gab es damals viele chinesische Studenten; sie studierten Jura, Staatswissenschaften, Physik und Chemie, sogar Polizeitechnik, aber kein einziger studierte Literatur oder Kunst. Dennoch hatte ich das Glück, sogar in dieser so wenig wahlverwandten Atmosphäre einige gleichgestimmte Geister zu finden. Wir vereinten uns mit den wenigen anderen, die wir noch brauchten, und beschlossen als ersten Schritt

natürlich die Veröffentlichung einer Zeitschrift, die schon im Titel anzeigen sollte, daß es sich um eine Neuschöpfung handle. Und da wir zu jener Zeit noch ziemlich an den Klassikern hingen, nannten wir sie: Neues Leben.

Als der Erscheinungstermin näherrückte, verdrückten sich einige der Mitarbeiter; dann wurden uns die Mittel entzogen, bis schließlich nur noch unser drei übrigblieben, von denen keiner einen Groschen besaß. Wir hatten unsere Zeitschrift in einer ungünstigen Stunde geplant, also konnten wir uns gegen dies Geschick selbstverständlich nicht auflehnen; hernach mußten sogar wir drei uns voneinander trennen, und so hörten unsere Erörterungen eines Zukunftstraumes auf. Das „Neue Leben“ kam somit nicht zustande.

Die Sinnlosigkeit des Ganzen empfand ich erst viel später; zuerst hatte ich alles als ausgemacht angesehen. Später dachte ich, ein Mensch, dessen Vorschläge Anerkennung fänden, sollte davon ermutigt sein; begegneten sie Widerstand, dann sollte er zurückschlagen; zu einer wirklichen Tragödie würde die Sache für ihn, wenn er seine Stimme unter den Zeitgenossen erhöhe, aber kein Echo — weder Zustimmung, noch Ablehnung — fände, als wäre er ein Rufer in einer grenzenlosen Wüste, der nirgends mit Hand anlegen durfte. Und da begann ich mich einsam zu fühlen.

Dieses Gefühl der Einsamkeit wurde täglich stärker und wand sich um meine Seele wie eine ungeheure giftige Schlange. Trotz dieser seltsamen Traurigkeit war ich nicht entrüstet, denn dieses Erlebnis hatte mich zum Nachdenken veranlaßt und mich überzeugt, daß ich ganz bestimmt nicht der heldische Typus war, auf dessen Ruf sich die Massen sammeln.

Jedenfalls mußte meine Einsamkeit behoben werden, weil sie mich in ständige Seelenangst versetzte. Ich wandte also verschiedene Mittel an, um meine Sinne zu betäuben, sowohl indem ich mich dem Geist der Zeit anpaßte, als auch indem ich mich der Vergangenheit zuwandte. Später mußte ich noch schlimmere Einsamkeit durchmachen und Zeuge

noch größerer Traurigkeit werden, die ich nicht zum Leberwiedererwecken möchte; ich ziehe es vor, sie mit mir untergehen zu lassen. Mein Versuch jedoch, meine Sinne zu betäuben, war nicht erfolglos gewesen: Ich hatte die Begeisterung und die Inbrunst meiner Jugend verloren.

Im Studentenheim S. gab es drei Zimmer, in denen eine Frau gelebt haben soll, die sich am Akazienbaum im Hof erhängt hatte. Der Baum war inzwischen so gewachsen, daß niemand auch nur die untersten Zweige hätte erreichen können, aber die Zimmer waren leer geblieben. Einige Jahre wohnte ich dort und kopierte Bildnisse und Grabschriften aus uralten Zeiten. Nur wenige Menschen besuchten mich; die Schriften waren weder mit politischen Problemen noch mit Streitfragen verbunden, und ich wünschte mir nichts, als mein Leben so ruhig davongleiten zu sehen. In den Sommernächten, wenn das Licht drinnen zu viele Stechmücken anzog, pflegte ich unter dem Akazienbaum zu sitzen, mich zu fächeln und den durch das dichte Laub schimmernden Himmel zu betrachten, während mir die am Abend herabhängenden Raupen eiskalt ins Genick fielen.

Der einzige Besucher, der gelegentlich zu einem Gespräch zu mir kam, war mein alter Freund Qian Xuantong. Er pflegte seine große Aktenmappe auf den wackligen Tisch zu legen, seinen langen Kittel auszuziehen und sich mir gegenüber hinzusetzen; er sah aus, als schлüge sein Herz noch immer heftig, wiewohl er den Bogen schon um die Wachthunde gemacht hatte.

„Was hat es für einen Sinn, dieses Zeug zu kopieren?“ fragte er eines Abends, nachdem er sich meine Kopien angesehen und eine Weile nachgedacht hatte.

„Gar keinen Sinn!“

„Wozu also kopieren?“

„Aus keinem besonderen Grunde.“

„Ich glaube, du könntest etwas schreiben...“

Ich begriff, worauf er aus war. Er und seine Freunde ga-

ben die Zeitschrift „Neue Jugend“* heraus, schienen jedoch bisher keinen Widerhall, günstig oder ungünstig, gefunden zu haben, und ich erriet, daß sie sich einsam fühlen mußten. Dennoch sagte ich: „Stelle dir ein fensterloses, vollkommen unzerstörbares Haus vor, in dem viele Menschen in tiefem Schlaf liegen, ohne zu ahnen, daß sie bald ersticken werden. Du aber weißt, daß sie keinen Schmerz fühlen werden, da sie im Schlaf sterben. Wenn du nun laut rufst, um einige von denen zu wecken, die einen leichteren Schlaf haben, und diesen wenigen Unglücklichen bewußt machst, daß sie das Elend eines unwiderruflichen Todes erleiden müssen — glaubst du, du hast ihnen damit einen guten Dienst erwiesen?“

„Wenn einige erwachen, dann kannst du nicht sagen, es bestehe keine Hoffnung, das eiserne Haus zu zerstören.“

Zugegeben, ungeachtet meiner eigenen Überzeugung konnte ich nicht behaupten, daß es keine Hoffnung gebe, denn Hoffnung liegt in der Zukunft. Ich konnte nicht mich selber als Beweis anführen, um seine Behauptung, es könnte solche Hoffnung geben, zu widerlegen. Also erklärte ich mich einverstanden zu schreiben. Das Ergebnis war meine erste Erzählung: „Das Tagebuch eines Verrückten“. Seither konnte ich nicht aufhören zu schreiben und pflegte auf Verlangen von Feunden von Zeit zu Zeit irgendwelche Erzählungen zu schreiben, bis ich mehr als ein Dutzend davon beisammen hatte.

Was mich selber betrifft, so fühle ich keinen großen Ansporn mehr, mich zu äußern, aber ich rufe — vielleicht weil ich den Kummer meiner früheren Einsamkeit noch nicht ganz vergessen habe — manchmal auf, um die einsam weitergaloppierenden Kämpfer aufzustacheln, damit sie nicht den Mut verlieren. Ich schere mich nicht darum, ob mein Ruf mutig oder traurig, abstoßend oder lächerlich ist. Da es aber ein Aufruf zum Kampf ist, habe ich natürlich den Befehlen

*Die Hauptzeitschrift während der Kulturrevolution jener Zeit

meiner Generäle zu gehorchen, und darum halte ich mich nicht immer an die Wahrheit, wie zum Beispiel in der Erzählung „Die Arznei“, wo ich auf dem Grab des Sohnes aus dem Nichts einen Kranz auftauchen ließ, während ich in „Der kommende Tag“ nicht sagte, ob die Mutter von ihrem Sohn träumte oder nicht. Denn unsere Vorgesetzten sind gegen Pessimismus. Und ich persönlich möchte die jungen Leute, die immer noch angenehme Träume träumen, wie ich sie als Jüngling träumte, nicht mit der Einsamkeit verseuchen, die ich so bitter fand.

Es ist demnach klar, daß meine Erzählungen weit davon entfernt sind, Kunstwerke zu sein, und ich schätze mich glücklich, daß sie als Erzählungen anerkannt und sogar in einem Buch gesammelt werden. Wiewohl mich dieses gute Geschick etwas unbehaglich stimmt, freue ich mich doch darüber im Augenblick zumindest, daß meine Erzählungen Leser haben.

Da diese meine Erzählungen aus den oben angeführten Gründen, zu einem Band vereinigt, neu gedruckt werden, hatte ich ihnen einen Gesamttitel zu geben und habe „Aufruf zum Kampf“ gewählt.

Beijing, am 3. Dezember 1922

Tagebuch eines Verrückten

Die zwei Brüder — ich brauche ihre Namen nicht zu erwähnen — waren in vergangenen Schultagen meine guten Freunde gewesen, doch hatte ich sie viele Jahre lang nicht gesehen und allmählich jede Spur von ihnen verloren. Vor kurzem hörte ich zufällig, einer von ihnen wäre ernstlich krank, und da ich ohnedies unterwegs nach der alten Heimat war, unterbrach ich die Reise, um die beiden zu besuchen. Ich traf nur einen an, und von diesem erfuhr ich, daß der jüngere Bruder der Kranke sei.

„Ich bin dir sehr dankbar dafür, daß du eine so weite Reise unternommen hast, um dich nach ihm zu erkundigen“, sagte er, „aber er ist nun seit einiger Zeit genesen und nach einem anderen Kreis gefahren, wo er seine Ernennung zu einem neuen Amt erwartet.“ Lachend zeigte er mir dann zwei Bände Tagebücher, die sein Bruder während der Krankheit geführt hatte, und meinte, ich — als alter Freund der Familie — möge sie einfach behalten und selber beurteilen, um was für eine Art Krankheit es sich gehandelt habe. Ich nahm die Bände mit heim und kam, nachdem ich sie durchgelesen hatte, zu dem Ergebnis, er müsse an einer Art Verfolgungswahn gelitten haben.

Die Aufzeichnungen waren sehr wirr und zusammenhanglos und voll von wilden und außergewöhnlichen Behauptungen. Überdies hatte er es unterlassen, die Zeit anzugeben, und nur der Mangel an Gleichförmigkeit in der Farbe der Tinte und dem Stil der Kalligraphie ergab eindeutig, daß die Eintragungen eine beträchtliche Zeitspanne umfaßten. Gewisse Abschnitte jedoch waren nicht ganz zusammenhanglos, und diese schreibe ich hier ab und lege sie der medizinischen Welt zum Studium vor. In bezug auf Tatsachen und Stil habe ich kein Wort der Tagebücher geändert, doch habe ich andere Personennamen verwendet, wiewohl es sich um die Namen von Bauern han-

delt, die der Außenwelt ganz unbekannt und in keiner Hinsicht von Belang sind. Was den Titel betrifft, so hat ihn der Verfasser selbst nach seiner Genesung gewählt, und ich habe ihn belassen.

2. April 1918

I

Der Mond ist sehr hell heute nacht.

Da es mehr als dreißig Jahre her ist, seit ich ihn zum letztenmal sah, versetzt mich sein Anblick heute in ausnehmend gute Laune, und es kommt mir zum Bewußtsein, daß ich die letzten mehr als dreißig Jahre oder noch länger in Unwissenheit und Finsternis gelebt habe. Aber ich muß auf der Hut sein. Hat nicht Zhaos Hund mich nicht bösertigen Augen angesehen?

Ich habe gute Gründe, mich zu ängstigen.

II

Heute nacht gibt es überhaupt keinen Mondschein, und ich weiß, das ist ein böses Zeichen. Schon als ich heute früh, nicht ohne Vorsichtsmaßnahmen, ausging, fiel mir das irgendwie seltsame Betragen Zhao Guiwengs auf. Einerseits sah er aus, als fürchte er mich, andererseits, als dächte er daran, mir Böses anzutun. Außerdem standen da noch sieben oder acht andere Menschen herum, steckten die Köpfe zusammen und flüsterten über mich, taten jedoch ganz harmlos. Jedermann, dem ich auf der Straße begegnete, verhielt sich ebenso. Einer der bösertigsten unter ihnen öffnete den Mund und grinste mich zähnefletschend an; ein Schauer durchlief mich vom Kopf bis zu den Füßen; denn kein Zweifel bestand

für mich, daß sie ihre Pläne fertig hatten und im Begriffe waren zuzuschlagen.

Aber ich ging tapfer weiter. Dann kam ich zu einer Gruppe von Kindern. Auch sie sprachen über mich; ihre Augen blickten genau so wie die Zhao Guiwengs, und auch ihre Gesichter waren kalt wie Stahl. Was hatten sie mir vorzuwerfen, überlegte ich, daß sie sich so verhielten? Ich konnte mich nicht zurückhalten, ihnen zuzurufen: „Sagt es mir doch!“ Aber sie liefen davon.

Was für einen Grund zu Feindschaft kann es zwischen mir und Zhao Guiweng geben, fragte ich mich. Und welchen zwischen mir und den Leuten auf der Straße? Vor zwanzig Jahren hatte ich die Buchhaltung des Herrn Gu Jiu* mit Füßen getreten, ein Umstand, den er mir höchst übelnahm. Wiewohl Zhao Guiweng Herrn Gu Jiu nicht kannte, muß er von dem Zwischenfall gehört und in seiner Entrüstung das Volk auf der Straße veranlaßt haben, sich gegen mich zu stellen. Aber wie war das mit den Kindern? Sie waren zu jener Zeit noch nicht einmal auf der Welt; warum sollten sie mich heute mit so verängstigten Augen ansehen, als fürchteten sie sich vor mir und dächten daran, mich umzubringen? Es erschreckt mich, ich kann mir keinen Reim darauf machen, und es stimmt mich traurig.

Ich begreife es nun! Ihre Väter und Mütter müssen es ihnen erzählt haben!

III

Ich kann nachts nicht schlafen. Alles muß gründlich erwogen werden, will man es begreifen.

Diese Menschen — oder einige von ihnen — sind vom

*Gu Jiu bedeutet „Alte Zeiten“. Lu Xun spielt damit auf die lange Zeit feudalistischer Unterdrückung in China an.

Richter mit Bambusstöcken geprügelt und in den Kang* gesteckt worden; einige sind von ihren Gutsherren ins Gesicht geschlagen worden; die Frauen anderer wurden von Bütteln überfallen; von etlichen wurden die Eltern durch Gläubiger zum Selbstmord getrieben — aber nie zuvor waren ihre Gesichter so angstvoll und drohend wie gestern. Am seltsamsten war wohl die Frau, die gestern auf der Straße ihren Sohn durchprügelte und ihn anschrie: „Verflucht sei dein Vater! Am liebsten möcht' ich dir ein paar Mundvoll aus dem Leib beißen — erst dann werd' ich mich wieder wohl fühlen!“ Und dabei wandte sie keinen Blick von mir. Ich war außerstande, meine Angst zu verbergen, und lief sofort davon, worauf die gespenstige Menge mit den blauen Gesichtern und den Vorstehenden langen Zähnen in spöttisches Gelächter ausbrach. In eben diesem Augenblick holte mich Chen Laowu ein und zernte mich heim.

Zu Hause taten alle, als kennten sie mich nicht. Sie hatten dieselben Augen wie alle anderen. Kaum hatten sie mich ins Arbeitszimmer gebracht, so schlossen sie auch schon die Tür und legten außen ein Schloß und eine Kette vor, als sperrten sie ein Huhn oder eine Ente ein. Je länger ich darüber nachdachte, desto verwirrter wurde ich.

Ein paar Tage zuvor war ein Pächter aus Wolfsjungendorf gekommen, um sich über die schweren Zeiten zu beklagen. Dieser Mann berichtete meinem älteren Bruder, ein überaus bössartiger Mensch im Dorfe sei zu Tode geprügelt worden; dann hatten etliche der Männer ihm das Herz aus dem Leibe gerissen, es in Öl gebraten und im Glauben, dies werde ihren Mut steigern, gegessen. Als ich mich mit einigen empörten Worten gegen diesen wilden Brauch wandte, blickten mich der Pächter und mein Bruder böse an. Erst heute wurde mir klar, daß sie in den Augen denselben Ausdruck hatten wie die Menschen auf der Straße.

*Kang ist der Holzkragen, der einem Verurteilten um den Hals gelegt und womit er angeprangert wurde.

Der bloße Gedanke daran läßt mich von Kopf bis Füßen schauern.

Sie essen menschliche Geschöpfe. Was sollte sie davon abhalten, auch mich zu essen?

Alle Zeichen deuten auf diese Möglichkeit hin! Ich sehe die Frau vor mir, die ihrem Sohn Stücke Fleisch aus dem Leibe beißen wollte; ich sehe die teuflische Lust der Menge mit den blauen Gesichtern und den vorspringenden Zähnen; das und der Bericht des Pächters vor einigen Tagen sind offensichtlich heimliche Zeichen. Ich sehe Gift in ihren Worten und Dolche hinter ihrem Gelächter; ihre Zähne blitzen so weiß-vom Genuß menschlichen Fleisches.

Ich hätte nicht gedacht, daß man mich für einen bösen Menschen halten könnte, aber seit ich Herrn Gu Jius Buchhaltung mit Füßen trat, werde ich verdächtigt. Die anderen scheinen Geheimnisse zu haben, die ich nicht erraten kann. Sie haben eine Art, in ihrem Zorn jeden, den sie nicht mögen, als bösen Menschen zu brandmarken. Ich erinnere mich noch, wie mein älterer Bruder, als er mich Aufsätze schreiben lehrte, mich mit guten Noten bedachte, wenn ich auch an den edelsten Menschen etwas auszusetzen fand, und sich lobend über meine Klugheit und Originalität aussprach, wenn ich ein paar gute Worte für die Bösewichte einlegte. Wie soll ich nun ihre geheimen Gedanken erraten, besonders da sie Menschenfleisch essen wollen?

Alles muß gründlich überlegt werden, will man es begreifen. Ich glaube, irgendwo gelesen zu haben, in uralten Zeiten sei Menschenfresserei allgemein Brauch gewesen, doch war ich dessen nicht so sicher und beschloß, in meinem Lehrbuch der Geschichte nachzuschlagen. Diese Geschichte enthält jedoch keine Zeitangaben, nur die Worte „Wohlwollen und Redlichkeit“ stehen über jeder Seite. Nicht ehe ich die halbe Nacht lang gelesen hatte — Schlaf fand ich ja doch keinen —, fielen mir die Worte zwischen den Zeilen auf und ich entdeckte, daß das ganze Buch nur die zwei Worte enthielt:

„Menschen essen“! Alle die Worte, die in dem Buch geschrieben, alle die Worte, die unser Pächter gesprochen, blickten mich mit seltsamen, rätselhaft lächelnden Augen an.

Auch ich bin ein Mensch, also wollen sie mich fressen!

IV

Eine Zeitlang saß ich heute morgen ganz ruhig da. Chen Laowu brachte mir meine Mahlzeit, eine Schüssel mit Gemüse und eine Schüssel mit gedünstem Fisch. Die Augen des Fisches waren hart und weiß. Sein Maul stand offen, wie bei Menschen, die Menschenfleisch essen wollen. Ich aß ein paar Bissen, hätte aber nicht sagen können, ob das schlüpfrige Zeug Fisch oder Menschenfleisch war, und ich erbrach alles. „Laowu“, sagte ich, „melde meinem Bruder, daß ich mich hier bedrückt fühle und zu einem Spaziergang in den Garten hinaus möchte.“ Chen Laowu ging hinaus, ohne zu antworten, kehrte jedoch nach einer Weile zurück und öffnete die Tür.

Ich blieb regungslos sitzen, war ich doch sicher, daß sie ihre bösen Absichten nicht aufgeben würden. Ich wollte einfach sehen, wie sie mit mir umspringen würden. Ganz richtig. Mein Bruder führte langsam einen alten Mann herein, der aus Angst, ich könnte die bösen Lichter in seinen Augen sehen, zu Boden blickte und mir nur über den Rand seiner Brillengläser hinweg verstohlene Blicke zuwarf.

„Du siehst heute sehr gut aus“, sagte mein Bruder.

„Ja“, erwiderte ich.

„Wir haben“, fuhr mein Bruder fort, „Doktor He gebeten, zu uns zu kommen und einen Blick auf dich zu werfen.“

„Ist mir recht!“ sagte ich, aber ich wußte, daß dieser alte Mann in Wirklichkeit der verkleidete Scharfrichter war. Er war bloß gekommen, um unter dem Vorwand, meinen Puls zu fühlen, abzutasten, wie fett ich war, und sich so ein Stück Fleisch als Lohn zu sichern. Dennoch hatte ich keine Angst.